



Nr. 18, Januar 2006
Im Umfang gekürzte pdf-Version

Impressum

Arbeitskreis für Agrargeschichte

Der AKA-Newsletter wird für den Arbeitskreis für Agrargeschichte zweimal jährlich herausgegeben vom:

Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
Westf. Wilhelms-Universität Münster
Johannes Bracht
D-48149 Münster
Fon: +49 (0251) 83-32872
Fax: +49 (0251) 83-32873
johannes.bracht@gmx.de

Mitteilungen, Rezensionen, Diskussionsbeiträge, Anregungen werden - am liebsten als Datei per E-Mail - an die o. a. Adresse erbeten.

Interessenten für eine Mitgliedschaft im AKA können sich an den Vorsitzenden des AKA,

Prof. Dr. Werner Rösener
Historisches Institut
Justus-Liebig-Universität Gießen
D-35394 Gießen
Fon: +49 (0641) 99-28130,
Fax: +49 (0641) 99-28139
werner.roesener@geschichte.uni-giessen.de
wenden.

www.agrargeschichte.de

Beiträge	Agrargeschichte des Mittelalters aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive (Dorothee Rippmann)	S. 3-14
	„... vollständig in Kost und Pflege zu halten“. Private Pflegeunterbringung durch das westfälische Landarmenhaus Benninghausen (1843-1891) (Eva Lerche)	S. 15-25
	Die Yamswurzel in Europa (Petra Kühne)	S. 26-29
Rezension	Katja Jewski: Stiefkinder des Fortschritts? (Bernd Hüttner)	S. 30-31
Berichte	„Art & Agriculture: Material Expressions of Rural People & Their Lifeways“ 2.-4. Juni 2005 (Debra A. Reid)	S. 32-35
	Sommertagung des AKA 2005	S. 36-38

www.agrargeschichte.de

Verehrte Mitglieder,

nun hat es doch etwas lang gedauert, bis dieser neue Newsletter an Sie versandt werden konnte. Doch hoffe ich, dass sich für Sie das Warten gelohnt hat und sie diesem Heft einige für Sie wertvolle Informationen entnehmen können.

Diesmal möchte ich für die Zusammenarbeit speziell Eva Lerche, Dorothee Rippmann und Petra Kühne danken, die Zeit und Mühen für den AKA investierten und mit Beiträgen vertreten sind. Bernd Hüttner hat - wie so oft schon - großzügigerweise eine Rezension beigesteuert, wofür ihm ebenfalls Dank gebührt. Und Dank verdienen an dieser Stelle schon all jene, die sich auf die Mitarbeit am nächsten Newsletter festgelegt haben.

In der Zusammenstellung des Newsletters bin ich dazu übergegangen, auf den Abdruck von Berichten und CFPs, die inhaltgleich im Internet vorliegen, zu verzichten. „H-Soz-u-Kult“, der „Rural Newsletter Online“ des Ludwig Boltzmann Instituts für Geschichte des ländlichen Raumes und die „AHF-Informationen“ leisten diesen Part ausgesprochen gut und archivieren bekanntermaßen ihre Beiträge, so dass ich mich im Newsletter auf Verweise beschränke.

Neu in diesem Heft ist die Rubrik „Kalender“, in der ich Tagungstermine samt Links und Verweisen zusammengestellt habe. Vielleicht finden Sie hier noch ein paar Anregungen für Ihr persönliches Jahresprogramm. Erst recht gelohnt hätten sich die Mühen natürlich dann, wenn sich unter Ihnen Mitglieder fänden, die in einem der kommenden Newsletter von einer Tagungen berichten könnten.

In jedem Fall wünscht Ihnen eine kurzweilige Lektüre
Ihr Johannes Bracht

Anzeige



**Une paysanne entre ferme,
marché et associations**

Textes d'Augusta Gillibert-Randin 1918-1940

Studien und Quellen zur Agrargeschichte 1
Annuaire de l'Association de l'Histoire Rurale 1

Publié sous la direction de
Peter Moser et Marthe Gosteli



AfA
Archiv für Agrargeschichte

Studien und Quellen zur
Agrargeschichte, Band 1

Peter Moser / Marthe Gosteli (Hrsg)
**Une paysanne entre ferme, marché
et associations**

Textes d'Augusta Gillibert-Randin
1918 -1940

Mit einem Vorwort von Beatrix Mesmer
und einer Einleitung von Peter Moser
(d/f). Die Texte von Augusta Gillibert-
Randin und die Protokolle der Associa-
tion des productrices de Moudon von
1918 bis 1926 sind im französischen
Original wiedergegeben. Verlag hier +
jetzt, Baden, 336 Seiten, 16 Abbildungen
(s/w), ISBN 3-03191-012-1, Fr.48.-

www.agrararchiv.ch

Agrargeschichte des Mittelalters aus geschlechtergeschichtlicher Perspektive¹

Dorothee Rippmann

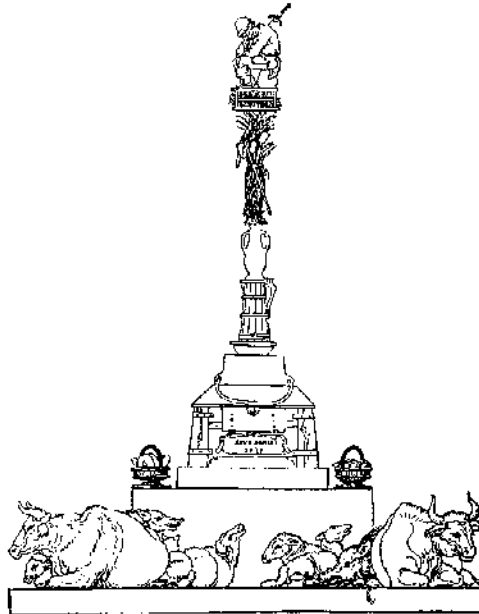
Ausgangspunkt der folgenden Überlegungen zur mittelalterlichen Kultur ist die Frage nach der Verknüpfung zwischen zwei Ordnungen: der mentalitätsgeschichtlich interessierenden Ordnung der Welt (bzw. der unmittelbaren Umwelt ländlicher Siedlungen) und der Geschlechterordnung. Ich begrenze meine Skizze zu dieser vielleicht allzu ambitionierten Fragestellung auf das Thema Arbeit. Zeitlich ist der Bogen von der Karolingerzeit bis zum Ende des Mittelalters zu spannen, um die jeweils unterschiedliche Quellenlage methodisch zu nutzen. So geben frühmittelalterliche Quellen Sachverhalte und Dinge an, über die schriftliche Zeugnisse aus späterer Zeit schweigen, wenn sie auch insgesamt zahlreicher sind. Die quantitative Zunahme der Schriftlichkeit folgt nicht nur der Fortschrittslogik vom Weniger zum Mehr, vielmehr entstehen im Laufe der Zeit qualitativ neue Quellentypen, verbunden mit einem Wandel des jeweiligen inhaltlichen Aussagehorizonts. Ausgehend von diesen Beobachtungen ist es unser Ziel, Einsichten in die Leben und Arbeiten organisierenden Denkschemata und Mentalitäten der Menschen in ländlichen Gesellschaften der Vergangenheit zu gewinnen. Dabei kann die Geschichtswissenschaft Erkenntnisse aus den Nachbarwissenschaften wie insbesondere der Archäologie aufnehmen und das soziologische Theorieangebot Bourdieus als Anregung nutzen.

Welche Bereiche von Arbeit sind in Spiegelung der unter den *litterati*, den Produzenten von Schriftgut, herrschenden Denkschemata überhaupt sichtbar, welche ausgeblendet? Ein Anlass, Arbeitende zu erwähnen, ist häufig dann gegeben, wenn mangelhafte Ausführung der Tätigkeit – wie etwa das Unterlassen des Jätens durch hörige Frauen – beklagt wird seitens der Herrschaft oder des Arbeitgebers (Rösener 1991). Eine gewisse Geringschätzung von Handarbeit hat zur Folge, dass Schwerarbeiter nicht erwarten dürfen, jemals heilig gesprochen zu werden. So ist Handarbeit in hagiographischen Schriften nur selten ein Thema, während durch Kanonisationsprozesse Vertreter der adeligen Grundbesitzerschicht in die Sphäre der Heiligkeit gehoben werden (Herlihy 1990). Einen anderen Aspekt von Sichtbarkeit stellt die Me-

¹ Manuskript des auf der AKA-Sommertagung 2005 gehaltenen Vortrags.

Beiträge

moria dar: Wohl dachten (und denken) Männer nicht daran, einer Hausfrau ein Denkmal zu errichten. Andererseits standen dem Künstler Albrecht Dürer, als er nach dem Bauernkrieg die Bauernsäule konzipierte, Bilder und Symbole vor Augen, die die Frau vergegenwärtigten – und zwar im Medium ihrer Produkte und des Hausgeräts. An der Basis des Denkmals lagert das Vieh, während auf dem Sockel Körbe mit Käse und Eiern stehen. Darüber türmen sich die Utensilien der Hausfrau kunstvoll zur Säule, und oben betrauert der Bauer seine Niederlage (Mittig 1984).



Albrecht Dürers Bauernsäule
von 1525 (aus: Mittig)

Betrachten wir nun die Wohn- und Arbeitsverhältnisse und die materielle Kultur eines Fronhofs im Spiegel urbariellen Schriftguts. Wir begeben uns auf eine Erkundungsreise auf den fiktiven karolingischen Königshof Annappes (Nordfrankreich), anhand der *Brevium Exempla* (um 810).² Ob es sich um einen als Muster konzipierten Text handelt oder ob er je reale Funktion in der Wirtschaftsführung besaß, ist hier nicht weiter zu erörtern. Es geht lediglich um die modellhafte Normvorstellung in den Köpfen der Schreiber. Inhaltlich lässt sich der Text zu Annappes nach folgenden Gesichtspunkten betrachten:

- Räume/ Gebäude
- Werkzeug und Materialien
- Tierbestand sowie Vorräte und Produkte
- Arbeit/ Energie

² MGH, *Capitularia* 1, hg. von Alfredus Boretius, Hannover 1883, S. 250–256 Nr. 128.

Räume/ Gebäude

Die vornehmen Hauptgebäude des Königshofs sind die *sala regalis ex lapide facta optime* und das königliche Haus, *domus regalis, exterius ex lapide et interius ex ligno bene constructa*. Andere Häuser (*casa*) sind aus Holz konstruiert. Den Frauen sind die Räume der *pisiles* und die *mansiones feminarum* vorbehalten. Andererseits gibt es die *mansiones virorum ex ligno factas*. Aus anderen Quellen wäre das *genitium*, das Frauenarbeitshaus, anzuführen. Zum andern gibt es in Annappes die *camba*, das Back- und Brauhaus. Jene Hofbezirke, in denen hauptsächlich Frauen arbeiten, die *curtis* und *curticula*, sind durch Zäune geschützt. Auch die Gärten und Obstgärten sind eingefriedet. Als Frauenräume möchte ich auch die *solaria* (Söller oder Erker) identifizieren, die vornehmlich an der Sonnenseite der Haupthäuser angebracht sind. Weil in einem der Solarien „Dinge ausgebreitet“ werden (*solarium ad dispensandum*), handelt es sich wohl um einen geschützten, warmen Ort zum Trocknen von Obst, Leguminosen und Kräutern.

In den verschiedenen Hofkomplexen befinden sich Ställe (*stabulum*), Küchen (*coquina*), Keller (*cellarium*), die Stampfmühle (*pistrinum*), Getreidespeicher (*spicarium, horreum, granecum*), Scheunen (*scura*), Gärten (*ortus saepe circumdata; saepe strenue munita; pomerium*) und ein Fischteich (*vivarium*). Dem Text zu Annappes ist zu entnehmen: 1. Die repräsentativen Hauptgebäude des Königshofs (*sala, domus*) und die Kapelle sind aus Stein errichtet. Andere Häuser – oder sind es Hütten? – sind aus Holz gebaut. Wie die *pisiles* konstruiert sind, wird nicht erklärt. 2. Die Bauweise ist durchwegs additiv, charakteristisch ist das Nebeneinander einzeln stehender Gebäude (Gebäude „*et ceteris appendiciis bene compositis*“; „*pisile cum camera una*“). Um ihre täglichen Pflichten zu erledigen, müssen sich die Hofhörigen im Raum bewegen, von Stampfmühle und Speicher zu Küche oder Back- und Brauhaus, von innen nach außen, über den Hof an den Brunnen, zum Viehstall und zum Garten. Die mit der Bier- und Brotherstellung betrauten Mägde beispielsweise sind in verschiedenen Körperhaltungen tätig, gehend, stehend oder gebückt. 3. Als Ordnungsprinzip des Wohnens und Schlafens erscheint die Geschlechtertrennung, da Mägde und Knechte der ‚*familia*‘ separat untergebracht sind. Ob die Kinder die Nächte bei den Frauen verbringen, wissen wir nicht. Immerhin stellt die Forschung bei der Analyse von Hörigenverzeichnissen und Urkunden, in denen ‚*mancipia*‘ (das sind Unfreie) verkauft oder getauscht werden, fest, dass Kinder häufiger Frauen

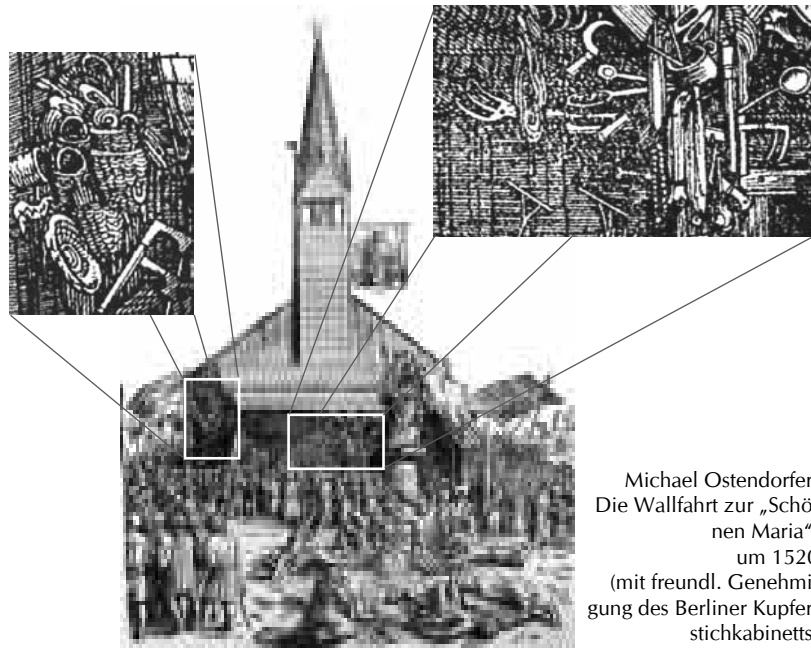
zugeordnet sind. Welche Gewohnheiten in den freien Hufen herrschten, wissen wir hingegen nicht. 4. Alle Abschnitte des Textes zeugen vom besonderen Interesse des Schreibers für die Baumaterialien Stein und Holz. Es deckt sich mit dem Interesse der Archäologen.³ Zu Recht bezeichnet Robert Fossier das frühe und hohe Mittelalter als das Zeitalter des Holzes (Fossier 2000).

Als Fazit zur fiktiven Ortsbesichtigung in Annapes ist festzuhalten: An der räumlichen und baulichen Organisation des Hofkomplexes sind eine Geschlechterordnung und noch andere hierarchische Beziehungen ablesbar. Neben strikt einem Geschlecht vorbehaltenen Räumen gibt es in Gestalt der Hof- und Gartenbezirke auch Zirkulationsräume für beide Geschlechter. Nirgends ordnet der Text beispielsweise die Gärten explizit der weiblichen Sphäre zu. Unter archäologischem Aspekt fällt die Absenz zweier Materialien auf: Lehm und Erde. Lehm ist, wenn er für die Auskleidung von Böden oder die Wandkonstruktion von Häusern verarbeitet wird, feucht, weich und formbar. Aus spätmittelalterlichen Rechnungsbüchern zur Basler Gegend entnehme ich, dass Frauen bei der Errichtung von Holz-Lehm-Bauten mitarbeiten, und auch beim Dachdecken bilden die Helferinnen und der Arbeiter ein klassisches Arbeitspaar.

An die beobachteten materiellen Verhältnisse in der Fronhofssiedlung können weitergehende Assoziationen zum Gender-Aspekt angeknüpft werden. Der erdige Baugrund ist feucht und kühl; er ist das für die Vorratshaltung ideale Medium des *cellarium*, des Erdkellers. Davon ist m. E. das archäologisch wohlbekannte, eingetiefte Grubenhaus oder Webhaus zu unterscheiden, es ist vom Gehhorizont her durch einen Eingang mit Stufen erschlossen.⁴ Im dunkeln, feuchten Frauenarbeitshaus sind einige Weberinnen am Webstuhl beschäftigt. Im Unterschied zu anderen, in den Zirkulationsbereichen des Königshofs tätigen *mancipia* sind sie eingeschlossen und gut kontrollierbar. Es besteht eine gewisse Analogie zwischen dem feucht-kühlen Webhaus und den im Zeichen des Mondes stehenden Frauen – so steht die vornehmste aller Frauen, Maria, auf der Mondsichel (Ausstellungskatalog Albrecht Altdorfer, Nr. 110) –, während Männer eben ein anderes *Temperament*, eine warme „*complexion*“ haben und mit der Sonne assoziiert werden. Solche Analogien sind relevant, sofern wir Verbindungen zum medizinisch-anthropologischen Weltbild der Zeit herstellen

³ Die Archäologen suchen und dokumentieren in Siedlungen Mauerfundamente, Balkengräbchen, Pfostenlöcher, Gruben und Keller.

⁴ Allerdings stellt sich das alte Problem der Beziehung zwischen Wörtern und Sachen. Könnte sich dieser Gebäudetyp unter dem Begriff „*pisilis*“ verbergen oder sind es die „*casas infra curtem ex ligno factas*“?



Michael Ostendorfer:
Die Wallfahrt zur „Schönen Maria“,
um 1520
(mit freundl. Genehmigung des Berliner Kupfer-
stichkabinetts)

wollen. Im Schema der Temperamente- und Säftelehre gelten Frauen im Prinzip als feucht-kühl, Männer als trocken-warm (Cadden 1993; Bourdieu 1979, Kap. 2). Eine theologische Deutung nimmt Beda Venerabilis vor, wenn er auf die Gottebenbildlichkeit des Menschen zu sprechen kommt. Seiner Meinung nach beschränkt sie sich auf seine Existenz als geistiges Wesen. Metaphorisch überträgt Beda den mit dem Fluch der Erbsünde belasteten Ackerbau auf den Geschlechtsakt: Die Erde, auf der der Fluch für das Werk der Unzucht Adams laste, sei mit dem Fleisch gleichzusetzen, meint er (Postel 2004, S. 16).

Objekte: *Utensilia* und *materiae*

Wenn wir im Anschluss an Fossier (Fossier 2000) vom Zeitalter des Holzes reden, so schlägt sich dieses Signum weder in den Inventarlisten noch in der überlieferten Sachkultur adäquat nieder, weil Holz weder eine knappe Ressource noch ein dauerhaftes Material ist – es bleibt nur in Ausnahmefällen, unter konstanter Feuchtbodenerhaltung, bestehen, wie z. B. in der einzigartigen Siedlung Colletière in Charavines am Lac de Paladru (F), die nach dem Anstieg des Seespiegels seit 1025 für immer unter Wasser

Beiträge

lag. Die in der Tauchgrabung geborgenen Holzgegenstände sind weit zahlreicher als die metallenen Fundgegenstände. Das Fundinventar korrigiert unser einseitiges Bild der Sachkultur um das Jahr 1000 (Colardelle/ Verdel 1993).

Von den Werkzeugen werden in den *Brevium Exempla* aufgezählt: 1. eine Reihe von Werkzeugen für die Holzbearbeitung wie Fälläxte und Schlichtbeile, Hobel und Meißel; 2. eine Anzahl von Grab-, Garten- und Erntegeräten wie Schaufeln, Spaten, Sicheln oder Winzermesser; 3. eherne Kochgefäße und ein Feuerbock und 4. aus dem hölzernen Inventar die Butterfässer, die in die weibliche Sphäre des Kochens und der Milchverarbeitung weisen. Obwohl der Autor Genauigkeit anstrebt, sind seine Listen unvollständig, weil metall-lastig. Lediglich summarisch führt er jeweils die übrigen Objekte aus Holz an, von denen eine ausreichende Anzahl vorhanden sei, wie er sagt. Es könnte sich um Pflugbestandteile und Dreschflügel handeln, die alle nicht auf den Listen auftauchen. Auch fehlt das nichtmetallische Inventar von Küchen (Holzwerkzeuge und keramisches Kochgeschirr) und der Werkzeugbestand der Webhäuser: die hölzernen oder aus Knochen hergestellten Spindeln und Webmesser und die keramischen Spinnwirtel und Webgewichte, alles häufige archäologische Fundstücke!

Ordnen wir die *utensilia* bezüglich der Geschlechterwerke ein: Während die mit Kraft und ausholenden Bewegungen zu hantierenden, schneidenden und trennenden eisernen Werkzeuge zur männlichen Arbeitssphäre gehören, findet sich das kleinere, schneidende Gerät wie Messer und Sichel auch in den Händen von Frauen. Weil die Erntearbeit am Ende des agrarischen Produktionszyklus den Einsatz aller arbeitsfähigen Menschen beiderlei Geschlechts erfordert, wird die Sichel in der Bildkunst bisweilen geradezu zur Signatur für die Menschen vom Lande. So zeigt Michael Ostendorfer den hohen Mobilisationseffekt, welchen die wundertätige Regensburger Maria in den 1520er Jahren gerade auch unter den jüngeren Mägden vom Lande hervorrief, mit einer Reihe von Sicheln und Erntegeräten an (Ausstellungskatalog Albrecht Altdorfer, Nr. 202, S. 312).

Geräte aus Holz und gebranntem Ton kennzeichnen die weibliche Arbeitssphäre. Frauen waren als Töpferinnen tätig (Sonnleitner 1995), vielleicht schnitzten sie auch hölzerne Objekte. Dass der Schreiber darauf verzichtet, hölzerne Küchenutensilien und keramische Erzeugnisse zu erwähnen, deutet ihren geringeren Wert an, hingegen genießen die aus dem knapperen, kostbareren Eisen geschmiedeten oder aus Buntmetall getriebenen Objekte (Kessel aus Kupfer, Bronzegefäße) hohe Wertschät-

zung, was etwa die Statuten Adelhards von Corvey beweisen.⁵ Man berücksichtige den beträchtlichen Bedarf an Holzkohle für die Eisengewinnung in den Rennöfen (Eschenlohr/ Serneels 1991). Unter dem Gesichtspunkt zeitgenössischer Ressourcenbewertung im Mittelalter dürfte der jeweils benötigte Aufwand an Energie wichtiger als die aufgewendete Zeit beurteilt worden sein.

Einen Grund für die häufigere Präsenz von Männerarbeit im Spiegel von Geräteinventaren sehe ich in der Höherwertigkeit des Eisens. Viele, aber durchaus nicht alle Produkte des spezialisierten Schmiedehandwerks sind für den Einsatz durch Männer bestimmt, während Frauen – abgesehen vom Kochkessel und vom Feuerbock – mit Gegenständen aus weicheren, biegsamen Materialien wie z. B. dem Gespinst umgehen. Vergessen wir daneben nicht die rein händische, nicht werkzeugunterstützte Arbeit der Pflanzenzucht, des Pflanzens, Jätens, des Sammeln, Ährenlesens, des Ausmachens von Hülsenfrüchten oder das Versorgen von Kleinvieh und Geflügel. Davon zeugen neben den Geflügel- und Eierabgaben die Inventarlisten zum Vieh- und Geflügelbestand, die Aufzählung der Vorräte an Hülsenfrüchten und der über 20 Sorten von Gartenkräutern (Kühn/ Rippmann 2000).

Opus feminile – Beschriebene Tätigkeiten

Eine etwas jüngere Quelle, das Prümer Urbar, führt näher an die Arbeitsformen und Arbeitsbedingungen in älteren Grundherrschaften heran, indem sie die servilen Dienste der Hörigen auf dem Salland und die Fron- und Abgabepflichten der Hufenbauern festhält. Das karolingische Prümer Urbar von 893 blieb lange in Benutzung; noch im Jahr 1230 wurde es als „*liber vetus*“ hoch in Ehren gehalten und von Caesarius wortgetreu kopiert; er glossiert es, um die Verhältnisse seiner eigenen Zeit am ehemaligen Zustand zu messen und alte Ansprüche der Abtei zu aktualisieren (Schwab 1983; Kuchenbuch 1995).

Als Frauenarbeit schlechthin erscheinen in Annappes die *Vestimenta*, in Prüm die *femoralia*, das Weben von *sarciles* und *camsiles*, von Woll- und Leinentüchern; sie werden von vielen unfreien (*mansi serviles*) und freien Hufen (*mansi ingenuiles*) gefordert, sind teilweise allerdings schon durch Geldrenten abgelöst. Es gibt die kom-

⁵ Consuetudines Corbeienses, in: Corpus Consuetudinum Monasticarum. Cura Pontificii Athenaei Sancti Anselmi de Urbe editum moderante Kassio Hallinger OSB, tomus I: Initia consuetudinis Benedictinae, Siegburg 1963, S. 380-382: „Haec est ordinatio hortorum“.

Beiträge

binierte Abgabe von Leinentuch und Leinen, einmal sogar von einem Erntebecken mit Leinsamen. Das Textilwerk umfasst die Rohstoffgewinnung: Frauen scheren die Schafe, waschen die Wolle, bauen Lein (Flachs) an, ernten ihn ab, rösten und hecheln ihn. Ob die Verarbeitungsschritte bis zur Garnherstellung auf den *ingenuilen* und *laedilen* Hufen individuell in der Einzelhufe oder als kollektive Arbeit aller Hufnerinnen im Dorf ausgeführt werden, ist schwer zu beurteilen. Die Ehefrauen von Inhabern serviler Hufen im Nahbereich Prüms, in Rommersheim und Hersdorf, werden zum Kleidernähen gezwungen (Schwab 1983).

Gegenüber der allgemeinen Präsenz von Tuchabgaben in früh- und hochmittelalterlichen Wirtschaftsquellen fällt die Absenz eines anderen Erzeugnisses, der Borten und Bänder, auf. Dass sie im Kloster keine Verwendung finden, versteht sich, da den Mönchen kein verzierender Luxus geziemt. Ausdrücklich prangert Caesarius die Sünde der *divitia* an (Schwab 1983, S. 184). Hinweise auf Bortenfabrikation, die mit einfachsten *utensilia* auskommt, sind in archäologischen Grabungen zu finden, in Form von Webbrettchen.⁶ Die kleinen Objekte verweisen letztlich auf die Fingerfertigkeit und Geschicklichkeit der Handwerkerin einerseits, ihre Fähigkeit des räumlichen Denkens andererseits. Es ist die Summe der geistigen Dimension, ausgedrückt im Vermögen, farbige Muster zu planen. Darin gleichen sich, worauf Ludolf Kuchenbuch hingewiesen hat, die Erzeugerin von Textilien und der Schreiber eines Textus im Skriptorium. Jedenfalls ist die Gestaltungskraft von Erzeuger und Erzeugerin gefordert, um die Fläche eines Pergaments oder Gewebes schöpferisch mit Zeichen auszufüllen.

Den Mönchen ist Luxus verboten. Könnte ihnen die Regel womöglich auch verbieten, für ihre Bekleidung die Arbeit unfreier Mägde und der Ehefrauen von Hufnern zu nutzen? Mit diesem Gedanken beschäftigte sich Caesarius im Jahr 1230! Damit verbunden ist das Problem, ob die damaligen Menschen die im Alltag routinemäßig praktizierte Trennung der Geschlechterwerke für „natürlich“ gegeben und unverrückbar hielten. Ich glaube: nein (Plei 1988). So reflektiert Caesarius über die althergebrachte Pflicht der Mansen, für die Abtei Textilien herzustellen. Zwischen den Zeilen seines inframarginalen Kommentars zum alten Urbar ist herauszuhören, dass es den Brüdern bei konsequenter Beachtung der Regel geboten wäre, selber für ihre Bekleidung zu sorgen. Doch „sieht es die Regel den Mönchen gnädig nach, wenn sie

⁶ Ein ikonographisches Zeugnis für Webbrettchen bei Brinker/ Flühler-Kreis 1991, Kat.-Nr. 136, S. 268, 269.

Frauenarbeit unmittelbar nutzen; von alters her („*ab antiquo*“) ist es so bestimmt, dass unsere Mansen jährlich 1 *camsilis* machen“.⁷ Vielleicht mag es überraschen, dass in diesen Zeilen einer Wirtschaftsquelle ein sensibler Bereich der Geschlechterbeziehung sichtbar wird. Grundherrschaftliche Appropriation erscheint insofern problematisch, als sie die Nutzung weiblicher Arbeitskraft durch die Klostersgemeinschaft von Männern bedeutet. In den Augen eines gottesfürchtigen, gewissenhaften Mönchs, der die Regeltreue anstrebt, ist wohl nicht jede Aneignung weiblicher Arbeit gottgefällig...

Ernährung und Geschlechterasymmetrie

In der Literatur wurde in Anlehnung an Bourdieu schon gesagt, dass frühmittelalterliches Denken die Geschlechtersphären im Schema homologer Gegensatzpaare gefasst habe. In Bezug auf die genus-orientierte Arbeit verhält sich so das Männliche zum Weiblichen wie das Harte zum Weichen; oder wie das Warme zum Kalten; oder wie das Schneiden und Zerteilen zum Mischen und Zusammenfügen (Kuchenbuch 1991). Getrennt wird beim Pflügen, Holz fällen, Reben schneiden und Schlachten. Frauen trennen ebenfalls, wenn sie die Schafe scheren oder Leinen hecheln. Bei anderen ihrer Tätigkeiten geht es tatsächlich um das Mischen und Vereinen, nämlich beim Bier brauen, Brot backen und Kochen, was alles in Prüm und seinen Außenzentren gut belegt ist. Diese für das Funktionieren der Klosterwirtschaft logistisch wichtige Versorgungsarbeit ist u. a. in Rummersheim bezeugt, wo spätestens im 13. Jahrhundert außer dem „*bachus*“ und dem „*bruhus*“, das ist die *camba*, auch eine Mühle steht. Wenn der Abt zu Besuch ist, beauftragt der *Villicus* die Hufner mit dem Getreidetransport von der *curia dominica* zur Mühle, dem Mahlen, dem Rücktransport in die *camba* und mit der anschließenden Nahrungszubereitung. Vom Brau- und Backhaus aus werden die Fronarbeiter auf dem Salland beköstigt.

Es fällt auf, dass sich die Nahrungsversorgung in der Prümer Grundherrschaft schon im 10. Jahrhundert auf eine Reihe von Mühlen stützt, alle an Wasserläufen gelegen. Mit der Nutzung der Wasserkraft wurden die Frauen von der beschwerlichen Arbeit

⁷ „Regula indulget monachis in via directis uti femoralibus; et ideo constitutum est ab antiquo, sicut narrat liber vetus quod mansi nostri tenentur annuatim *camsiles* facere. *Camsil* enim est lineus pannus de puro lino compositus, habens in longitudine .VIII. ulnas et in latitudine duas; que femoralia tenentur femine hominum nostrorum suere et camerario conventus ita consuta villici sive ministri de officio suo debent representare...“, Prümer Urbar, fol. 8, Schwab 1983, S. 167.

des Mahlens auf der Handmühle entlastet, ihre Zeit und Arbeitskraft also für Anderes freigesetzt, sei es auf dem Land und später in der Stadt. Noch zu Caesarius' Zeiten spielte die Sammelwirtschaft im Appropriationssystem Prüms eine Rolle, Frauen und Kinder (das ist nicht explizit angegeben) sammelten in Wald und am Waldrand wohl unter nicht unerheblichen Gefahren Nüsse und Beeren.⁸ Vermutlich wurde aber vor allem das Eicheln schlagen und sammeln kollektiv durch die Arbeitseinheiten der „Centenen“ unternommen.⁹

Die gesammelten (an der zentralen Hebestelle abzuliefernden) Brombeeren und den Honig ließ die Abtei zu süßem Brombeerwein (*moratum*) für hohe Gäste und kranke Brüder verarbeiten. Diese Verhältnisse sind gemäß Caesarius noch im 13. Jahrhundert aktuell. (Marginalglosse, fol 15, Schwab 1983, S. 184). In Gärten wurden die Zutaten für das *companagium*, namentlich Lauch und Senf, gezogen. Gartenarbeit erscheint im Urbar nicht als exklusive Frauenarbeit, vielmehr wurde sie gleich wie das Heuen und Ernten von Mägden, Knechten und Ehepaaren in gemeinsamer Verantwortung verrichtet (Schwab 1983, S. 182). Dasselbe gilt für die Weinernte, jedoch nicht für das Keltern des Weines, das für Jahrhunderte eine exklusive Männerdomäne blieb. Das mit der Vorstellung der Unreinheit der Frau begründete Tabu setzt bei der Tätigkeit des Kelterns eine harte Grenze zwischen (tabuisiertem) *opus feminile* und (nicht tabuisiertem) *opus virile*. Weil die Frau in der Hitzigkeit ihrer Tage gefährlich-unkontrollierbar ist, gehen von ihr negative Wirkungen aus, darum hat sie sich auch von Herstellungsprozessen wie dem Einpökeln des Fleisches fernzuhalten; ihr Atem könnte den Speck verderben. Dies erfahren wir in der wichtigen Oral-History-Studie Yvonne Verdiers zu Frauen im Burgund der 1970er Jahre (Verdier 1982). Die Interviews bezeugen eine beeindruckende Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, ein Fortleben mittelalterlicher Einstellungen im dörflichen Milieu. Sie belegen auch, dass außer wirtschaftspraktischen Gründen häufig anthropologische Vorstellungen die Arbeitsordnung bestimmen – auch unter den Bedingungen von Lohnarbeit, also auch im Spätmittelalter. So ist zu jener Zeit das Alltagsleben von weit reichenden Vorstellungen komplementärer Verantwortungsbereiche strukturiert (Rippmann 1997).

Ein hier nicht zu leistender Vergleich der Verhältnisse in Prüm bis um 1230 mit den Arbeitsformen und -bedingungen in spätmittelalterlich-frühneuzeitlichen Grundherr-

⁸ Zur Bedeutung der Sammelwirtschaft vgl. Colardelle/ Verdier 1993 und Kühn/ Rippmann 2000.

⁹ Die Centenen sind für Mehring erwähnt, Schwab, S. 182.

schaften ließe erhebliche Veränderungen der Lebensbedingungen und Arbeitsformen unter den Bedingungen der neuartigen Lohnarbeit erkennen. Dass neben allen Unterschieden auch hinsichtlich des Werts und der Bewertung von Arbeit grundlegende kulturelle Muster des Frühmittelalters später beibehalten wurden, kann ein Blick auf den Usus der Beköstigung von Arbeitskräften verdeutlichen. Im Kapitel über Mehring sind im Prümer Urbar die Grundsätze für die Beköstigung ausgeführt, und zwar am Beispiel der Centenen, jener Arbeitsgruppen, die mehrmals jährlich ihren Frondienst leisten mussten: Während für das Pflügen pro Mann eine volle Beköstigung mit 2 $\frac{1}{2}$ Broten, dem Zubrot und 4 Weinrationen vorgesehen war, erhielten die Weinleser und -leserinnen nichts zu essen. Während der Heuernte erhielten Männer 1 $\frac{1}{4}$ Brot, Fleisch und Getränk, während Frauen (in der Heu- und Getreideernte) nur ein halbes Brot zustand.¹⁰ Wer seinen unfreien Dienst mit größerem körperlichem Kraftaufwand tat, hatte auf reichlichere Ernährung Anrecht, und so stand das Pflügen an der Spitze der Bewertungshierarchie. Zudem unterschied sich die Qualität der Mahlzeiten nach dem Geschlecht, dürften nämlich die Frauen (zumindest bei den im Urbar explizit ausgeführten Gelegenheiten) fleischlos verköstigt worden sein; sie hatten sich mit Mus und Brot zu begnügen. Allerdings scheint es, dass die hier gesetzten Maßstäbe, mit denen der Nahrungsbedarf der Hörigen geschlechtsspezifisch festgelegt wurde, in späterer Zeit gelockert wurden. Denn aus einer Art Rentabilitätsgedanken heraus pflegten Arbeitgeber im Spätmittelalter durchaus auch beiden Geschlechtern die gleiche Küchenspeise zu reichen (Rippmann 1997). Dennoch blieb es bis in die Moderne weiterhin ein Vorrecht der hitzigeren Männer, vom Fleisch abzuschneiden und die Stücke zuzuteilen (Verdier 1982). Denn, wie schon der Sportarzt Galen mit Diätversuchen an Gladiatoren beobachtet hatte, Fleisch stärkt die körperliche Leistungsfähigkeit, es vermehrt den Kardinalsaft Blut und steigert damit die Potenz (Grant 2000).

Literatur

- Ausstellungskatalog: Albrecht Altdorfer. Zeichnungen, Deckfarbenmalerei, Druckgraphik, hg. v. Hans Mielke, Berlin 1988.
- Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft, Frankfurt am Main 1979.
- Brinker, Claudia/ Flühler-Kreis, Dione (Hg.): Die Manessische Liederhandschrift in Zürich. Ausstellungskatalog, Schweizerisches Landesmuseum Zürich, Zürich 1991, S. 70–72 und Kat.-Nr. 136, S. 268 u. 269.

¹⁰ Auswärtigen (männlichen) Arbeitskräften, den *extraneis*, stand ein ganzes Brot zu.

Beiträge

- Cadden, Joan: *Meanings of Sex Difference in the Middle Ages*, Cambridge 1993.
- Colardelle, Michel/ Eric Verdel, (Hg.): *Les habitats du lac de Paladru (Isère) dans leur environnement. La formation d'un terroir au XI^e siècle*, Paris 1993.
- Eschenlohr, Ludwig/ Vincent Serneels: *Les bas fourneaux mérovingiens de Boécourt, Les Boulies (JU, Suisse)*, Porrentruy 1991.
- Fossier, Robert: *Le travail au moyen âge*, Paris 2000.
- Grant, Mark: *Galen on Food and Diet*, London/ New York 2000.
- Herlihy, David: *Opera Muliebria. Women and Work in Medieval Europe*, Philadelphia 1990.
- Kuchenbuch, Ludolf: *Opus Feminile. Das Geschlechterverhältnis im Spiegel von Frauenarbeiten im früheren Mittelalter*, in: Hans-Werner Goetz (Hg.), *Weibliche Lebensgestaltung im frühen Mittelalter*, Köln/ Weimar/ Wien 1991, S. 139-175.
- Kuchenbuch, Ludolf: *Die Achtung vor dem alten Buch und die Furcht vor dem neuen*, in: *Historische Anthropologie* 3 (1995), S. 175–202.
- Kühn, Marlu/ Dorothee Rippmann: *Pflanzen in der Ernährung interdisziplinär: Kontraste der Umwelten und sozialen Milieus, Kontraste der Methoden*, in: *Kontraste im Alltag des Mittelalters*, Wien 2000, S. 103-141.
- Mane, Perrine: *Iconographie et travail paysan*, in: *Le travail au moyen âge: une approche interdisciplinaire*, hg. von Jacqueline Hamesse/ Colette Muraille-Samaran, Louvain-La-Neuve 1990, S. 251–262.
- Mittig, Hans-Ernst: *Dürers Bauernsäule. Ein Monument des Widerspruchs*, Frankfurt a. M. 1984.
- Plei, Herman: *Arbeitsteilung in der Ehe. Literatur und soziale Wirklichkeit im Spätmittelalter*, in: Maria E. Müller (Hg.): *Eheglück und Liebesjoch. Bilder von Liebe, Ehe und Familie in der Literatur des 15. und 16. Jahrhunderts*, Weinheim/ Basel 1988, S. 105-123.
- Postel, Verena: *Conditoris imago: Vom Bilde menschlicher Arbeit im frühen Mittelalter*, in: *Saeculum* 55/1 (2004), S. 1–18.
- Rösener, Werner: *Bauern in der Salierzeit*, in: *Die Salier und das Reich*, Bd. 3, hg. von Stefan Weinfurter u. Mitarbeit von Helmut Kluger, Sigmaringen 1991, S. 51–74.
- Rippmann, Dorothee: *La main-d'oeuvre et son alimentation à la fin du moyen-âge d'après les documents comptables. L'exemple de la région de Bâle*, in: E. Rassart-Eeckhout et al. (Hg.): *La vie matérielle au Moyen Âge. L'apport des sources littéraires, normatives et de la pratique*, Louvain-la-Neuve 1997, S.179–203.
- Schwab, Ingo (Hg.): *Rheinische Urbare*, 5. Bd.: *Das Prümer Urbar*, Düsseldorf 1983.
- Sonnleitner, Käthe: *Zur Wertung der Frauenarbeit in der spätmittelalterlichen Grundherrschaft. Am Beispiel des Seckauer Bistumsurbars von 1295*, in: *Wert und Bewertung von Arbeit in Mittelalter und früher Neuzeit*, hg. v. G. Jaritz/ K. Sonnleitner, Graz 1995, S. 41–60.
- Tauber, Jürg/ Fanny Hartmann: *Von den Karolingern bis zur großen Pest. Fundort Schweiz*, Bd. 5: *Das Hochmittelalter*, Solothurn 1988.
- Verdier, Yvonne: *Drei Frauen. Das Leben auf dem Dorf*, Stuttgart 1982.

PD Dr. Dorothee Rippmann,
E-mail: dorothee.rippmann@



„... vollständig in Kost und Pflege zu halten“

Private Pflegeunterbringung durch das westfälische
Landarmenhaus Benninghausen (1843-1891)

Eva Lerche

„Der Windmüller A. Runte auf der Windmühle bei Soest hat sich um Erlangung eines Landarmen zum Füttern und Beaufsichtigen des Viehs hierher gewandt. Möchten sich unter den dort befindlichen Landarmen geeignete Individuen befinden, so würde ich event. gegen die Unterbringung bei dem Runte nichts zu erwidern haben.“¹

Mit diesem Schreiben vom 11.3.1875 wandte sich der in Münster ansässige Direktor des Landarmenwesens in Westfalen, Plassmann, an den Oberinspektor Rothe des westfälischen Landarmenhauses Benninghausen. Eine Woche später bereits holte Müller Runte den Landarmen Fritz S. in Benninghausen ab und beschäftigte ihn gegen Kost und Logis als Viehwärter. Seit den 1850er Jahren bemühte sich der Landarmenverband der Provinz Westfalen, die internierten Landarmen in dieser kostengünstigen Form im Umkreis des Landarmenhauses unterzubringen, um so die stets überfüllte Anstalt zu entlasten.

Das 1820 gegründete Landarmenhaus der Provinz Westfalen gehörte zu den geschlossenen staatlichen Armenanstalten des 19. Jahrhunderts und bestand bis 1891.² Es war in einem ehemaligen Kloster in Benninghausen, einem kleinen Ort in der Nähe von Lippstadt, untergebracht und lag genau in der Mitte der drei

¹ Archiv des Landschaftsverbands Westfalen-Lippe (ALWL), Bestand 663, Landarmenakte (LAA) Fritz S., Nr. 382. Die Namen der Insassen wurden auf Wunsch des Archivs des LWL anonymisiert. Die Landarmenakten sind bislang unverzeichnet. Vom Landarmenhaus Benninghausen sind knapp 1000 solcher Insassenakten erhalten, die ich im Rahmen des Forschungsprojekts „Alltag und Lebenswelt von heimatlosen Armen („Landarme“) im 19. Jahrhundert in Westfalen“ auswerte. Das Projekt unter der Leitung von Prof. Dr. Ruth-E. Mohrmann am Seminar für Volkskunde/ Europäische Ethnologie der Universität Münster wird ab Januar 2006 von der DFG gefördert.

² Um Landarmenhaus und Arbeitshaus zu trennen, ging die Funktion des Landarmenhauses 1891 auf die bereits bestehende, aber kaum ausgelastete Provinzial-Pflegeanstalt Geseke über; vgl. Elisabeth Elling-Ruhwinkel, Sichern und Strafen. Das Arbeitshaus Benninghausen (1871-1945), Paderborn 2005, S. 19.

Beiträge

westfälischen Regierungsbezirke Minden, Münster und Arnberg. Bereits nach dem Allgemeinen Landrecht für die Preußischen Staaten von 1794 sollte jede Provinz ein Landarmen- und Arbeitshaus einrichten. Landarmenhaus und Arbeitshaus wurden aus zweckrationalen Gründen in einer Anstalt zusammengefasst, es handelte sich aber um zwei Einrichtungen mit unterschiedlichen Aufgaben. Während das Arbeitshaus die Personen aufnahm, die zu einer so genannten korrekzionellen Nachhaft verurteilt worden waren, hatte das Landarmenhaus primär eine Fürsorgefunktion. Es diente als Altersheim, Sanatorium, Gebäranstalt, Übergangsheim für Kinder und schließlich als eine Art Beobachtungsstation für Menschen mit Behinderungen oder psychischen Krankheiten, deren Eignung für eine Spezialanstalt geprüft werden sollte. In einer kleinen Zahl von Fällen diente es dazu, unliebsame und unangepasste Personen dauerhaft wegzusperren. Im Kontext der geschlossenen Armenhäuser nehmen die Landarmenhäuser eine ambivalente Funktion ein. Primär dienten sie der Versorgung Bedürftiger. Durch die fehlende räumliche und personelle Trennung von Arbeitshaus und Armenhaus, durch den gemeinsamen Alltag von Korrigenden und Landarmen und den Zwang zur Arbeit wirkte sich aber der repressive und disziplinierende Charakter des Arbeitshauses unweigerlich auf das Landarmenhaus aus.

Landarm: heimatlos und bedürftig

Landarme (auch Landesarme oder Staatsarme) waren in Preußen Bedürftige ohne Heimatrecht, für deren Fürsorge der Staat vermittelt durch die provinziellen Landarmenverbände subsidiär aufkam. In nennenswertem Umfang gab es Landarme erst seit der Neuregelung der preußischen Armengesetzgebung 1842/43. Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz (UWG) vom 31.12.1842 stellte eine unmittelbare Konsequenz der gleichzeitig eingeführten Freizügigkeit in Preußen dar. Es bedeutete, dass das Recht auf Unterstützung vom Geburtsort losgelöst und an den tatsächlichen Wohnort gekoppelt wurde. Ein Unterstützungswohnsitz wurde nach dreijährigem Aufenthalt (ab 1871 nach zweijährigem Aufenthalt) in der neuen (politischen) Gemeinde von Männern und allein stehenden Frauen erworben. Ehefrauen und eheliche Kinder erhielten bei Heirat bzw. Geburt einen durch den Ehemann bzw. Vater vermittelten Unterstützungswohnsitz, nichteheliche Kinder den der Mutter.³ Die Landarmut, also das Fehlen eines Unterstützungswohnsitzes bei Bedürftigkeit, wurde dadurch produziert, dass nach dem UWG der alte Unterstützungswohnsitz – auch der ge-

³ Vgl. Carl Rocholl, System des Deutschen Armenpflegerechts, Berlin 1873, S. 52ff.

Karte: Das Landarmenhaus Benninghausen im östlichen Westfalen (J. Bracht)



burtsbedingte – nach drei- bzw. zweijähriger Abwesenheit verloren ging, auch wenn bis dahin kein neues Heimatrecht erworben worden war. Dies betraf insbesondere das Gesinde und die ländlichen Tagelöhner, die häufig den Dienst wechselten und trotz kleinräumiger Wanderung Gemeindegrenzen überschritten, sowie diejenigen, die vom Land in die entstehenden Industriezentren zogen.⁴

Grundlage des UWG war die Idee, dass diejenige Gemeinde oder Provinz die Fürsorge zu leisten habe, der vorher auch die Arbeitskraft der Betroffenen zugute gekommen war. Das UWG stellte damit eine soziale Sicherung gerade der Arbeitsmigranten und mobilen Gewerbetreibenden dar.⁵ Denn zum einen konnten preußische Staatsangehörige – und nur diese – verhältnismäßig schnell ein neues Heimatrecht erwerben. Zum anderen führte nun aber auch das Fehlen des Unterstützungswohnsitzes nicht mehr zum Ausschluss von der Armenfürsorge. Wurden Personen, die juristisch heimatlos waren, bedürftig, fiel die Zuständigkeit für die Fürsorge an die Provinz, in der sie sich befanden, vermittelt durch den jeweiligen Landarmenverband.⁶ Zentrales

⁴ Wandernde Handwerksgesellen waren prinzipiell ebenfalls betroffen, tauchen aber in den Benninghausener Akten kaum auf, was nahe legt, dass sie über eigene wirksame Unterstützungsnetzwerke verfügten.

⁵ Dabei muss berücksichtigt werden, dass sich die Fürsorge generell nicht an einem Existenzminimum orientierte. Zum Überleben reichte sie nur in Verbindung mit Betteln, Handarbeit, Tagelohnarbeit etc. In den 1890er Jahren soll die durchschnittlich gewährte Armenunterstützung im Kaiserreich ein Viertel bis die Hälfte des Einkommens einer Arbeiterfamilie betragen haben; vgl. Christoph Sachße/ Florian Tennstedt, *Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland*, Bd. 1, 2. Aufl. Stuttgart 1998, S. 210.

⁶ In der Regel bildete jede Provinz einen geschlossenen Landarmenverband, so auch Westfalen. Teilweise organisierten aber auch einzelne Städte oder Regierungsbezirke einen eigenen Verband, vgl. Carl Rocholl, *System des Preußischen Armenpflerechts*, Hamm 1864, S. 102. Das Kaiserreich übernahm das preußische UWG leicht modifiziert, es galt allerdings nicht in Bayern, Baden und Württemberg, die das geburtsbedingte Heimatrecht beibehielten.

Kriterium für einen Fürsorgeanspruch war nun nicht mehr der Geburtsort, sondern die Zugehörigkeit zum preußischen Staat, weshalb das Landarmenwesen auch als Inklusionsinstrument im Prozess der Nationenbildung zu verstehen ist.⁷

Das UWG produzierte zwar die Heimatlosigkeit und gab gerade den überforderten ärmeren Gemeinden eine Möglichkeit, sich der Armenfürsorge zu entziehen.⁸ Es setzte aber zugleich der in der Frühen Neuzeit praktizierten Ausgrenzung von fremden Bedürftigen durch die Gemeinden ein Ende. Denn in der Praxis waren die Landarmen den eingesessenen Ortsarmen materiell gleichgestellt. Die Landarmen wurden in der Mehrzahl wie die Ortsarmen am Wohnort mit Geld oder Naturalien unterstützt, häufig auch in Pflegefamilien oder in den Armeninstitutionen der Gemeinden, z.B. städtischen oder konfessionellen Armenhäusern, untergebracht. Die Unterstützung erhielten sie zunächst vom jeweiligen Ortsarmenverband, der die Kosten dann beim Landarmenverband der Provinz liquidierte. Diese Praxis wird ein wesentlicher Grund dafür gewesen sein, dass die Landarmut nicht zu einer Stigmatisierung der Betroffenen führte. In ein Landarmenhaus wie Benninghausen wurde nur ein kleiner Teil der Bedürftigen eingewiesen. In der Rheinprovinz kam z.B. 1885/86 auf 1000 Einwohner ein unterstützter Landarmer; von diesen unterstützten Landarmen wurden 14,2% in einem Landarmenhaus gepflegt, in der Provinz Westfalen vermutlich noch weniger.⁹ Die Unterscheidung zwischen Landarmen und Ortsarmen wurde erst mit Einführung der Reichsfürsorgepflichtverordnung 1924 aufgehoben.¹⁰

⁷ Auf die zunehmende Inklusion von Armen auf der Ebene der Staatsangehörigkeit bei gleichzeitiger Exklusion der Staatsfremden hat u.a. Lutz Raphael hingewiesen; Lutz Raphael, Königsschutz, Armenordnung und Ausweisung – Typen der Herrschaft und Modi der Inklusion und Exklusion von Armen und Fremden im mediterran-europäischen Raum seit der Antike, in: Andreas Gestrich/ Lutz Raphael (Hgg.), *Inklusion/ Exklusion. Studien zu Fremdheit und Armut von der Antike bis zur Gegenwart*, Frankfurt a.M. 2004, S. 15-34.

⁸ Hierzu zählt, dass Zugezogene, deren spätere Bedürftigkeit befürchtet wurde, vor Ablauf der Drei- bzw. Zwei-Jahres-Frist den Ort auf Betreiben der Gemeinde wieder verlassen mussten, eine Praxis, die u.a. auch aus Österreich bekannt ist. Auch sollen Gemeinden die Zugezogenen zu der schriftlichen Erklärung gezwungen haben, sich in dem Ort nur „vorübergehend“ aufzuhalten, da die Anwesenheit damit nicht „gewöhnlich“ im Sinne des UWG war. Vgl. Emil Münsterberg, *Das Landarmenwesen*, Leipzig 1890, S. 31ff.

⁹ Vgl. ebd., Anlage 6; für Westfalen fehlen Angaben zur Anzahl der Verpflegten. Die finanziellen Aufwendungen für die geschlossene Pflege (Landarmenhaus) sind aber prozentual gegenüber der offenen Pflege noch geringer als in der Rheinprovinz.

¹⁰ Vgl. Christoph Sachße/ Florian Tennstedt, *Geschichte der Armenfürsorge in Deutschland*. Bd. 2: *Fürsorge und Wohlfahrtspflege 1871 bis 1929*, Stuttgart u.a. 1988, S. 142ff.

Pflegeunterbringung in privaten Haushalten

Ausschlaggebend für eine Einweisung nach Benninghausen waren in den meisten Fällen Kostengründe. Überschritt der Pflegesatz am Wohnort den der Anstalt (z.B. 1870er Jahre: 50 Pfennig pro Tag), mussten sich die Bedürftigen zum Landarmenhaus begeben oder auf jede weitere Unterstützung verzichten. Einmal in Benninghausen angekommen, konnten sie die ummauerte Anstalt legal nur mit einer Genehmigung des Oberinspektors und einem ärztlichen Gutachten über ihre Arbeitsfähigkeit verlassen. Da die Zahl der eingewiesenen Landarmen, vor allem der Männer, bis in die 1870er Jahre rapide zunahm, ohne dass die Kapazität des Landarmenhauses nennenswert erhöht wurde, bemühten sich der Direktor des Landarmenwesens¹¹ und die Anstaltsleitung, in den Altkreisen Soest und Lippstadt für die Insassen billige Unterkommen in privaten Haushalten zu finden. Eine solche private Pflegeunterbringung von Bedürftigen war im 19. Jahrhundert nicht ungewöhnlich und ist z.B. auch aus Österreich überliefert.¹² Im Umkreis der Anstalt aber wurde nicht nur mit Erfolg dafür geworben, Landarme in den Haushalt aufzunehmen. Seit den 1860er Jahren fragten die Einwohner auch von sich aus verstärkt nach, ob ihnen ein Insasse zur Mitarbeit in ihrer Wirtschaft überlassen werde. Hierdurch konnten die Preise für die Pflegeunterbringung gedrückt werden. Der Mühlenbauer Stratböcker aus Hovesstadt beispielsweise bot 1865 an, die Landarme Anna Maria N. mit ihrem Kleinkind in Pflege zu nehmen. Während er für das Kind 30 Reichstaler (rt) jährlich als Pflegegeld verlangte, würde er die Mutter unentgeltlich aufnehmen, „wenn die N. in unserem Haus, die ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechenden häuslichen Arbeiten verrichtet, namentlich auf meine Kinder sieht, und beim Nähen und Stricken hilft und dergleichen. Ich verlange für die Mutter keine weitere Entschädigung; jedoch müssen die Kleider aus dem Landarmenfond angeschafft werden, auch muß die etwa nötig werdende Arznei vom Landarmenverband geliefert werden“.¹³

Für den Landarmenverband bedeutete die private Pflegeunterbringung eine wichtige finanzielle Entlastung. 40 rt pro Jahr kostete z.B. 1859 die Unterbringung eines Landarmen in Benninghausen. Dagegen gewährte der Verband in dieser Zeit

¹¹ Dieses Amt übernahm bis 1871 automatisch der jeweilige Landrat des Kreises Soest. Ab 1871 war diese Verwaltungsfunktion beim Oberpräsidium in Münster angesiedelt.

¹² Dort sind die Pflinglinge unter der Bezeichnung Einleger bekannt, vgl. Sabine Veits-Falk, „Zeit der Noth“. Armut in Salzburg 1803-1870, Salzburg 2000, S. 164ff.

¹³ ALWL, Bestand 663, LAA Anna Maria N., Nr. 300.

höchstens 24 rt für die private Pflege. In den meisten Fällen erfolgte die Unterbringung zudem unentgeltlich, nur Arzt- und Arzneykosten übernahm der Landarmenfonds, und das Landarmenhaus lieferte die Kleidung aus eigener Herstellung. Für die Verpfleger war dieses System attraktiv, da sie keinerlei Risiko eingingen. Bedeutsam war vor allem, dass sie – anders als für das Gesinde – im Krankheitsfall nicht für den verpflegten Landarmen sorgen mussten. Häufig suchten sie sich „ihren“ Landarmen direkt in der Anstalt aus, schickten ihn aber, wenn er nicht ihren Erwartungen entsprach, bei Krankheiten oder bei Arbeitsmangel wieder zurück nach Benninghausen. Bei den Verpflegern handelte es sich zum einen um einzelne große Gutsbesitzer, zum anderen aber – soweit aus den Akten ersichtlich – um Kleinbauern und solche Leute, die Landwirtschaft nicht als Hauptberuf betrieben, z.B. ein Bahnwärter.¹⁴ Ein Grund hierfür wird gewesen sein, dass für deren wenig Vieh ein ‚normaler‘ Knecht zu teuer war. Der Landarme Stephan W. z.B. musste 1874 bei Funke in Oestinghausen „die einzige Kuh“ hüten.¹⁵ Ein weiterer Grund war vermutlich, dass die wenig begüterten Einwohner auch das geringste Pflegegeld verlangten und deshalb vom Landarmenverband bevorzugt wurden.¹⁶ Eine Ausnahme stellte die Unterbringung von Kindern unter 14 Jahren dar, für die in Westfalen einheitlich festgelegte Pflegesätze gezahlt wurden. Kinder wurden gleichermaßen bei Tagelöhnern, durchschnittlich begüterten Bauern, Witwen und Gutsbesitzern untergebracht. Entscheidend war hierbei ein Attest des jeweiligen Amtmanns über den moralischen Zustand der Verpfleger. Der Pflegesatz für ein Kind unter 14 Jahren lag in den 1870ern bei 108 Mark, in den 1880ern bei 120 Mark jährlich. Dies entsprach in etwa dem Jahreslohn, den eine Dienstmagd in dieser Zeit in der Gegend erzielte.

Die von der Anstalt untergebrachten Kinder waren zum größten Teil nichteheliche Kinder, seltener Waisenkinder oder Kinder bedürftiger Eltern. Die älteren Kinder wurden für einige Tage oder Wochen nach Benninghausen gebracht, bis ein geeigneter Verpfleger in der Umgebung gefunden worden war. Neugeborene

¹⁴ Die Verpfleger wohnten größtenteils auf dem Land. Im nahen Lippstadt wurden grundsätzlich keine Landarmen aufgenommen, in Soest hingegen traten einzelne Gastwirte, Handwerker und Müller als Verpfleger auf.

¹⁵ ALWL, Bestand 663, LAA Stephan W., Nr. 376.

¹⁶ Dies deckt sich mit den Ergebnissen von Veits-Falk, S. 168 über das so genannte Armenlizitieren in Salzburg. Danach wurden die Pfleglinge an den Mindestbietenden, der aber zugleich auch aufgrund der eigenen wirtschaftlichen Lage das geringste Pflegeniveau bot, quasi versteigert.

blieben mit ihrer Mutter in der Anstalt, bis die Trennung vom Anstaltsarzt genehmigt wurde – die Mütter selbst wurden nicht gefragt. Zu der Motivation der Verpfleger schreibt der Anstaltsleiter, Oberinspektor de Nerée, am 25.9.1857 an den Direktor des Landarmenwesens in Soest: „Überhaupt nehmen die Leute hier die Kinder von der Anstalt nur des Geldes wegen und bekümmern sich um das geistige und körperliche Wohl der Kinder gar nicht. Es sind hier Fälle genug vorgekommen, daß die für die Kinder der Anstalt gemachten Bekleidungsstücke von den Kindern der Pflegeeltern aufgetragen worden sind und daß ich Kinder bedacht mit Ungeziefer und Krätze wieder in die Anstalt nehmen mußte.“¹⁷ Das hohe Pflegegeld für Kinder dürfte tatsächlich ein wichtiger Grund für die Aufnahme gewesen sein, allerdings muss de Nerées Aussage dadurch relativiert werden, dass in den Akten kein Fall dokumentiert ist, in dem ein Kind aus den genannten Gründen aus der Pflege in die Anstalt zurückgenommen wurde. Auch gibt es vergleichbare Fälle, in denen der Oberinspektor die Lage dramatisierte, um bestimmte Interessen durchzusetzen; in dem hier genannten Fall wollte er die private Pflegeunterbringung verhindern und das Kind im Rettungshaus Schildesche bei Bielefeld unterbringen. Das folgende Beispiel zeigt die Unterbringung eines Kindes in einem anderen Licht. 1863 wurde der zweijährige nichteheliche Sohn der Catharina D. beim Uhrmacher F. Wiese in Horn in Pflege gegeben.¹⁸ Kurz vor seinem 14. Geburtstag, der das Ende der Pflegeunterbringung bedeutete, bat Wiese 1875, den Jungen behalten und im Uhrmacherhandwerk ausbilden zu dürfen. Hierfür verlangte er 60 Mark jährlich und die notwendige Kleidung. Grundsätzlich konnte der Landarmenverband Lehrgelder übernehmen, weigerte sich aber in diesem Fall, da Oberinspektor Rothe daran zweifelte, „ob der Wiese auch im Stande wäre, den Knaben für die geforderte Summe zu einem tüchtigen Uhrmacher auszubilden.“ Daraufhin erklärte Wiese, dass er den Jungen unentgeltlich behalten und ausbilden werde, „da er denselben nunmehr als seinen Sohn betrachten würde“. Dass die Pflegeeltern die Kinder wie leibliche Kinder annahmen oder sich für sie auch nach dem Ende der Pflegeunterbringung verantwortlich fühlten, ist in mehreren Fällen dokumentiert. Dabei ging es dem Wiese wohl auch darum, die eigene Versorgung im Alter zu sichern.

¹⁷ ALWL, Bestand 663, LAA Friederike L., Nr. 94.

¹⁸ ALWL, Bestand 663, LAA Catharina D., Nr. 210.

Handlungsmuster der Landarmen

Für die erwachsenen Landarmen bedeutete die private Pflegeunterbringung – abhängig vom Verpfleger ebenso wie von der eigenen Arbeitsfähigkeit, individuellen Bedürfnissen und Ansprüchen – Vor- und Nachteile. Zunächst bedeutete die private Pflegeunterbringung, die Anstalt legal verlassen zu können. 29,8% der Frauen und 22,12% der Männer gelangten auf diesem Weg in die Freiheit. Diejenigen Landarmen, die unentgeltlich untergebracht wurden und für die der Landarmenverband höchstens die Arzneimittel- und Arztkosten übernahm sowie Kleidung stellte, konnten mit der Pflegeunterbringung ihre Handlungsfreiheit zurückerlangen. Denn da sie zunächst keine Leistungen vom Landarmenverband mehr bezogen, hatte dieser auch keine Kontrollmöglichkeit mehr über sie. Gefiel es den Landarmen bei dem jeweiligen Verpfleger nicht oder drohte dieser, sie ins Landarmenhaus zurückzubringen, suchte sich eine ganze Reihe von ehemaligen Insassen selbst einen neuen Verpfleger, häufig in derselben Gemeinde. Der Landarmenverband duldete diesen Wechsel in der Regel, solange ihm dadurch keine höheren Kosten entstanden. Erfolgreich war diese Strategie für die Landarmen vor allem dann, wenn sie den Landarmenverband vor vollendete Tatsachen stellten und bereits zu dem neuen Verpfleger umgezogen waren. Dagegen musste Johann Joachim K., der sich 1852 zur Anstalt begab, um seine Entlassung von seinem Verpfleger, dem Kötter Müller genannt Rosenbaum in Eickelborn zu erwirken, zu diesem zurückkehren und noch zwei Monate ausharren, bis der Landarmenverband ihm erlaubte, den Hof des Rosenbaum zu verlassen. Er hatte angegeben, dass es ihm bei Rosenbaum nicht gefalle und er sich nach Freiheit sehne. Er sei auch wieder vollständig gesund und wolle „deshalb auch künftig für mich selbst arbeiten und mich von dem Rosenbaum nicht mehr zwingen lassen für ihn zu arbeiten, sondern etwas verdienen.“¹⁹

Kein Einzelfall war auch, dass Landarme aus der Anstalt flohen und sich dann einen Verpfleger suchten. Peter M. entfernte sich am 22.6.1869 heimlich aus Benninghausen, am 28.6.1869 erschien der Landwirt Sommer aus dem 20 km von Benninghausen entfernten Enkesen im Klei im Büro des Direktors des Landarmenwesens in Soest und erklärte: „Am 22. d.Mts kam der Landarme Peter M. zu mir und bat um Beschäftigung mit leichten ländlichen Arbeiten. Ich habe denselben bis heute probeweise beschäftigt und ihn brauchbar und willig befunden. Aus diesem Grunde

²² ALWL, Bestand 663, LAA Martin G., Nr. 140.

erkläre ich mich bereit, den p. M. mit allen Bedürfnissen versehen zu wollen mit alleinigem Ausschluß der Kleidung und der etwa entstehenden Arzt & Arzneikosten.“²⁰

Doch auch die Landarmen, die gegen ein monatliches Pflegegeld untergebracht waren, fügten sich nicht passiv in ihr Schicksal, sondern wussten ihre Interessen zu verfolgen und ihre Rechte einzufordern. Am 23.3.1874 beschwerte sich z.B. der Landarme Stephan W., der beim Landwirt Schröder in Oestinghausen gegen 50 Mark jährlich untergebracht war, beim Oberinspektor der Anstalt: „Ich bin seit beinahe 1 Jahr 3 Monate bei dem vorgenannten p Schroeder auf Kosten des Landarmenfonds in Pflege und Unterhalt gegeben und hat daher derselbe selbstverständlich auch für meine nothdürftige Bekleidung zu sorgen. Dieser Verpflichtung ist derselbe jedoch schlecht nachgekommen, indem er mir außer einem Paar neuen Hosen und zwei Hemden während 15 Monaten nichts verabreicht hat. Ich bin jetzt der Kleidung, insbesondere eines Rockes sehr bedürftig und bitte daher den p Schroeder zur Erfüllung seiner Pflicht um so mehr anhalten zu wollen, als ich demselben in seiner Wirtschaft trotz meines vorgerückten Alters immer noch bei der Arbeit helfe und somit einen Theil meines Unterhaltes verdiene.“²¹ Schröder kündigte hierauf den Verpflegungsvertrag, und auch die Anstaltsleitung war wenig erfreut über W.s Verhalten. Der Rendant Nonn ließ ihm mitteilen, „daß er seine Wiederaufnahme in das Landarmenhaus zu gewärtigen habe, wenn er wiederum mit unmotivierten Klagen die hiesige Verwaltung belästige“. Erfolglos war W. dennoch nicht: Er erhielt einen neuen privaten Verpfleger und Schröder musste ihm noch einen neuen Rock anfertigen lassen.

Inwieweit Landarme trotz schlechter Behandlung bei privaten Verpflegern blieben, weil diese Form der Versorgung im Vergleich zum Anstaltsaufenthalt das kleinere Übel war und weil sie nicht in der Lage waren, sich ein besseres Unterkommen zu suchen, lässt sich nicht feststellen. Erfuhr die Anstaltsleitung allerdings von Überforderungen der Landarmen oder Misshandlungen durch die Verpfleger, holte sie die Betroffenen in mehreren Fällen in die Anstalt zurück. 1860 wurde Martin G. mit der Begründung zurückgeholt: „Abgesehen von den zu leistenden Arbeiten, die dem p. G. zugemuthet werden, so dürfte der Umstand, daß der alte Mann 2-2 ½ Stunden weit zur Kirche muß wohl Grund genug sein, ihn zur Anstalt zurückzunehmen.“²² Wilhelm S. kehrte 1851 in die Anstalt zurück, nachdem der Verpfleger Rotschneider aus Eickelborn vom Nachbarn bei der Anstaltsleitung denunziert worden war: „Wenn

¹⁹ ALWL, Bestand 663, LAA Johann Joachim K., Nr. 43.

²⁰ ALWL, Bestand 663, LAA Peter M., Nr. 206.

²¹ ALWL, Bestand 663, LAA Stephan W., Nr. 376.

Beiträge

Sie Ihren Gewissen genug thun wollen, so müssen Sie den alten Landarmen Wilhelm S., sofort bei Rotschneider in Eikelborn wegnehmen, die Ursachen dazu sind folgende. Die 1, ist, das er Hunger leiden muß, wenigstens kein nahrhaftes, gesundes Essen bekommt., die 2,te, das er keine Reinlichkeit an Wäsche hat, und bekommt, wie es sich gebührt, und das seine Kleider fast von Dreck zur brechen. Die 3,te, er wird zu Arbeiten angehalten, die ihm gänzlich zur Last fallen, namentlich gehört dazu das Viehhüten, und dazu noch auf Stellen, wo sie kein Recht zum hüten haben, das sich der Alte muß von den Eigenthümern die Ohren reiben, und stoßen, und schlagen lassen, ist das nicht schändlich“.²³ Franz L. schließlich, der 1878 bei Förster Rolf in Cappel „gegen freie Beköstigung, Bekleidung und Wäsche“ als Viehfütterer untergebracht war, bat mit Erfolg in einem Brief an den Oberinspektor Rothe, in das Landarmenhaus zurückkehren zu dürfen oder einen anderen Verpfleger zu bekommen. Er müsse bei Rolf Arbeiten verrichten, die ihm wegen seines Fußleidens zu schwer seien. „Ferner habe ich eine Schlafstätte, wo kein Tageslicht eindringen kann, und so feucht ist, daß wenn man am Abend ein Kleidungsstück weghängt, dasselbe am anderen Morgen vor Feuchtigkeit nicht anziehen kann.“²⁴ Der Landarmenverband förderte zwar die private Pflegeunterbringung, um Geld zu sparen. In solchen Extremfällen allerdings überwog die Verantwortung für die Gesundheit und das Wohlergehen der Landarmen vor dem Argument der Kostenersparnis.

Das System der privaten Pflegeunterbringung rentierte sich für den Landarmenverband und die Verpfleger gleichermaßen. Für die Einwohner der Kreise Soest und Lippstadt stellte das Landarmenhaus ein nützliches Arbeitskräftereservoir dar, ohne dass offenbar Vorbehalte gegen die fremden Armen bestanden. Die Landarmen selbst wurden nur in Einzelfällen gefragt, ob sie mit den abgeschlossenen Pflegekontrakten einverstanden waren. Daraus zu schließen, dass sie keinen Einfluss auf ihren weiteren Lebensweg mehr nehmen konnten, wäre allerdings falsch. Insbesondere die Oberinspektoren waren einsichtig genug, Landarme nicht gegen ihren erklärten Willen in private Pflege zu geben. Denn deren vorhersehbare Flucht von den Verpflegern hätte nur dem Ansehen der Institution Privatverpflegung geschadet und potenzielle neue Verpfleger vergrätzt. Ohnehin wechselten zahlreiche Landarme auch so ohne Genehmigung die Verpfleger, ließen sich vom Nachbarn abwerben, verweigerten die Mitarbeit im Haushalt und widersetzten sich ihrer Herrschaft. Offensichtlich gaben die Landarmen auch innerhalb und außerhalb der Anstalt ihr Wissen untereinander

²³ Buchstäbliche Transkription, ALWL, Bestand 663, LAA Wilhelm S., Nr. 12.

²⁴ ALWL, Bestand 663, LAA Franz L., Nr. 361.

weiter: z.B. wie man sich am erfolgreichsten gegenüber der Anstaltsleitung verhielt, welche Pflegesätze üblicherweise gezahlt wurden und damit den selbst gesuchten Verpflegern ‚angeboten‘ werden konnten, oder welche Rechte man gegenüber den Verpflegern besaß.

Zentral für meine Arbeit ist die Perspektive auf die Landarmen selbst und ihre Strategien. Vordergründig waren diese Menschen, die für ihr Überleben um öffentliche Unterstützung nachsuchen mussten, dem institutionalisierten System der Armenfürsorge hilflos ausgeliefert. Die Auswertung von Insassenakten wie den hier verwendeten Benninghausener Akten macht aber deutlich, welche Handlungsmöglichkeiten sich die Landarmen schufen und mit welchem Eigensinn sie ihre Interessen verfolgten. Hierdurch werden die Machtstrukturen innerhalb der staatlichen Armenfürsorge sichtbar, die sehr viel differenzierter und verwobener sind, als ein Blick auf die normativen Quellen solcher Anstalten vermuten lassen würde. Das ganze Landarmensystem konnte nur funktionieren, weil die Interessen der Landarmen selbst zumindest bis zu einem bestimmten Grad berücksichtigt wurden – auch wenn diese Berücksichtigung unregelmäßig und informell stattfand und damit immer auch der Willkür der Obrigkeit unterlag.

Eva Lerche M.A.,

Die Yamswurzel in Europa

Petra Kühne

Die Yamswurzel gehört zu den Dioscoreaceen, eine Familie mit zahlreichen Arten. Neben den medizinischen Pflanzen finden sich eine Reihe von Arten, deren Wurzeln als Grundnahrungsmittel in Afrika und Asien dienen. Die meisten Arten gedeihen nur in tropischem Klima. Zu den Yamsarten gehören der Wasser-Yam (*Dioscorea alata*) oder Kartoffel-Yam (*D. bulbifera*), der Gelbe Yam (*D. cayensensis*) und der Weiße Yam (*D. rotundata*).

Nur wenige Arten wachsen auch in der gemäßigten Klimazone. Dies sind *Dioscorea batatas* (auch *D. opposita* oder in älterer Literatur *D. japonica*), Brotwurzel oder chinesischer Yam, und der Asiatische Yam (*D. esculenta*). *Dioscorea batatas* stammt aus Asien und wird noch heute in Nordchina, Korea, Japan und Australien angebaut.



Yam und Kartoffel
(Foto: P. Kühne)

Yam gehört zu den stärkereichen Knollen, die aufgrund ihrer guten Erträge und ihres Nährwertes eine hauptsächliche Nahrungsquelle in verschiedenen Ländern darstellen. Zu den stärkereichen Knollen gehören die Kartoffel, Yamswurzel, Maniok (*Cassava*) und mehr ein Gemüse: die Batate (Süßkartoffel). Eine geringe Bedeutung hat in einigen asiatischen tropischen Ländern Taro (*Cocos-Yam*).

In Europa gewann die Kartoffel seit dem 18. Jh. große Bedeutung für die Ernährung. Aber auch die anderen Knollen wie Yam und Batate waren durch die Entdeckungsreisen und Kolonisierungen zumindest in Südeuropa bekannt.

In dem vorzustellenden Projekt geht es um die Bedeutung von chinesischem Yam (*D. batatas* bzw. *opposita*) für die Ernährung. Dabei sollen auch die verschiedenen Anbauversuche in Europa berücksichtigt werden. Es gibt eine Reihe von Hinweisen auf eine europäische Yam-Kultur, aber es fehlen die historischen Literaturangaben. Dabei ist die sprachliche Begriffsverwendung manchmal ein Hindernis. Vor allem

im englischsprachigem Raum werden Yam und Batate teilweise verwechselt (Yam ist ein Rankengewächs, Batate eine kriechende Pflanze). Yam ist ein Ausdruck für Knolle bzw. Wurzel. So gab es im 19. Jh. z.B. eine Kartoffelsorte mit dem Namen „Yam“. Dies ist nicht verwunderlich, wenn man z.B. die Kartoffelsorte „Bamberger Hörnchen“ mit dem chinesischen Yam vergleicht.

Yam-Anbau in Europa

Die Yamswurzel (*D. batatas*) wurde in einigen europäischen Ländern wie Spanien und England um 1845-1850 angebaut. In dieser Zeit vernichtete die Kartoffelfäule (*Phytophthora*) ganze Ernten und führte zu Hungersnöten (Great Potato famine), an denen allein in Irland 1 Million Menschen starben. Aus Unkenntnis über die Hintergründe der Krankheit und fehlender resistenter Kartoffelsorten fürchtete man, nie wieder Kartoffeln anbauen zu können. So griff man auf andere essbare Wurzeln zurück wie den – im gemäßigten Klima wachsenden – chinesischen Yam. Allerdings wurde der Anbau offenbar schon bald wieder aufgegeben, da man zum einen *Phytophthora*-resistente Kartoffelsorten fand und zum anderen die Ernte der tief in die Erde wachsenden Yamswurzel sehr mühsam war. Yam bildet seine bis zu 1 m lange Wurzel oftmals erst 0,5 m unter der Erde.



Blätter der Yam
(Foto: P. Kühne)

Auch Ende des 19. Jh., als eine Furcht vor dem Kartoffelkäfer (*Coloradokäfer*) aus Amerika grassierte, soll es wieder Yam-Anbau in Europa gegeben haben. Ebenso sollen im dritten Reich wiederum vom Staat geförderte Versuche der Yam-Kultivierung stattgefunden haben. Auch hierzu fehlen mir Unterlagen.

In Frankreich gibt es im Loire-Gebiet seit nahezu 90 Jahren ein Yamswurzel-Anbau (*D. batatas*, *Ignome*). Seit etwa 30 Jahren geschieht dies in bedeutenderem Umfang mit Export nach Südamerika, Nordchina und auch Deutschland (über Rungis). Selbst in Russland wurden Anbauversuche im 20. Jh. unternommen.

In Deutschland gab es seit den zwanziger Jahren bei biologisch-dynamischen Landwirten Anbauversuche mit dem chinesischen Yam (chinesische Kartoffel wurde er in Deutschland genannt). Dies beruhte auf einer positiven Beurteilung der chinesischen

Beiträge

Yamswurzel im Gegensatz zur Kartoffel durch die anthroposophische Ernährung. Allerdings scheiterte auch hier eine nachhaltige Kultur an der schwierigen Ernte, da eine Mechanisierung nicht möglich war und das Ausgraben der langen Wurzel zu arbeitsaufwändig ist. In den letzten Jahren wurde der Yam-Anbau neu aufgegriffen, nachdem man die Pflanze in Kisten zur besseren Ernte kultivierte. Am Bodensee gibt es ein Zentrum, wo *D. batatas* unter dem Warenzeichen „Lichtwurzel“ erzeugt wird.

Die lateinische **Taxonomie – Pflanzenbenennung** basiert auf mehreren Systemen, was zu verschiedenen Namen für dieselbe Pflanze führen kann. Die „chinesische Kartoffel“ findet sich unter:

Dioscorea batatas Descne (in Europa gebräuchlich)

= *Dioscorea opposita* Thunbergia = *Dioscorea polystachya* (Turcz.)

= *Dioscorea oppositifolia* Linne (im amerikanischen gebräuchlich)

Dioscorea japonica wird synonym verwendet, manchmal als eigenständige Pflanze angesehen.

Im englischen findet man die Pflanze unter *Chinese Yam*, im deutschen unter *chinesische Kartoffel*, *Brotwurzel*, *chinesischer Yam*, in Korea *Naga Imo*, in China und Japan: *Shan Yao*

Zum Anbau

Der tropische Yam wird in Afrika und Südostasien immer gehäufelt zu Erdwällen oder einzelnen Hügeln (ca. 80 cm hoch). In die Mitte werden Wurzelstücke gesetzt. Die Yam-Pflanze bildet lange Ranken aus, daher benötigt sie Stützen. Entweder steckt man Stäbe oder lässt sie an Bäumen, Masten oder ähnlichem hochranken. Ab September stirbt die oberirdische Pflanze ab, jetzt bildet sich die mächtige Wurzel mit Nebenwurzeln aus. In den Blattachsen entstehen bei der *D. batatas* kleine Brutzwiebeln (Bulbillen), die wie die Nebenwurzeln oder Wurzelstücke zur vegetativen Vermehrung genutzt werden können. In unserem Klima blüht und fruchtet die chinesische Yamswurzel nicht. Die Ernte ist ab Ende Oktober möglich. Da die Knollen lagerfähig sind, erhält man sie bis in den März auf Märkten mit internationalem Angebot oder Asia-Shops. Der tropische Yam, der meist aus Afrika importiert wird, hat eine längere Angebotszeit etwa von August bis März.

Zu den modernen Anbaumethoden gerade in hochentwickelten Ländern wie Japan oder Australien bestehen noch viele Fragen. Inwieweit ist man heute mit einer Mechanisierung gediehen? Dies dürfte die Voraussetzung für einen größeren Anbauerfolg zumindest in Ländern mit großer Produktivität sein.

Nährwert der Yamswurzel

In dem Projekt geht es neben dem historischen Aspekt auch um die Eignung der Pflanze für die Ernährung in Mitteleuropa. Insofern wird auch der Nährwert der Pflanze mit der Kartoffel als Grundnahrungsmittel, aber auch dem Getreide (Reis, Weizen) verglichen. Ein Vorteil ist, dass Yam mehr Eisen und Calcium als die Kartoffel enthält, was eine Bereicherung der Ernährung darstellt.

Verarbeitung und Zubereitung von Yamswurzel

In ihrer asiatischen Heimat wird chinesischer Yam ähnlich wie die Kartoffel zubereitet. So stellt man daraus Chips her, sogar eine Art Mehl. Für die küchentechnische Zubereitung ist es etwas gewöhnungsbedürftig, dass Yam über viele Schleimstoffe unter der Schale verfügt. So ist das Schälen (aufgrund der Knollenlänge schält man ihn meistens) ähnlich wie Schwarzwurzeln etwas aufwändig. Als stärkereiche Knolle verfügt Yam nicht über einen ausgeprägten Geschmack. Er gewinnt erst durch eine geschickte Zubereitung wie Braten, Backen, Frittieren. Weitere Rezepte und Gerichte werden in dem Projekt erprobt.

Gesundheitswert von chinesischem Yam

In der Traditionellen chinesischen Ernährungslehre (TCE) wird Yam als Mittel gegen Übersäuerung des Magens verwendet, was auf seinen Stärkegehalt und seinen Schleim zurückzuführen ist.

Meine Fragen an die Leser dieser Zeitschrift befassen sich vor allem mit dem historischen Anbau der Yamswurzel in Europa. Wer kennt Literaturangaben über die Anbauversuche 1845-1850 in Europa und in welchen Ländern erfolgten sie? Ebenso sind weitere Anbauprojekte in der ersten Hälfte des 20. Jh. in Deutschland und anderen europäischen Ländern von Interesse.

Dr. Petra Kühne ist Ernährungswissenschaftlerin und Vorsitzende des Arbeitskreises für Ernährungsforschung e.V. Niddastr. 14, 61118 Bad Vilbel, Tel 06101/ 52 18 75, Fax 06101/ 52 18 86, email: Info@ak-ernaehrung.de, website: <http://www.ak-ernaehrung.de>

Rezension

Katja Jewski: Stiefkinder des Fortschritts? Ländliche Jugend und Jugendkultur in Schleswig-Holstein in den 50er Jahren, Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang Verlag 2003, 427 Seiten, EUR 68,50.

rezensiert von Bernd Hüttner

Die vorliegende Arbeit, eine im Jahre 2003 an der Universität Lüneburg im Fachbereich „Angewandte Kulturwissenschaften“ angenommene Dissertation, widmet sich einem Desiderat. Die Situation der ländlichen (und darin eingeschlossen: der bäuerlichen) Jugend wurde bislang in der Jugendforschung kaum thematisiert und auch in der Agrargeschichte wurde vor allem die Jugendphase in noch weiter zurückliegenden Zeitabschnitten untersucht, als in dem von der Autorin in ihrer Arbeit gewählten.

Als Quellenmaterial dient neben der einschlägigen Literatur und Archivalien vor allem das seit 1947 erscheinende „Bauernblatt für Schleswig-Holstein“ das wöchentlich erscheinende Organ des Bauernverbandes, und darin die speziellen Seiten für die Jugend.

In den ersten beiden Kapiteln referiert die Autorin zum einen die basics der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft also Wohnverhältnisse, beginnenden Massenkonsum und die Freizeitsituation, zum anderen die Gesellschaft des ländlichen Schleswig-Holstein. Hier spielt vor allem der Strukturwandel hin zur modernen Landwirtschaft, verbunden mit der Abwanderung von Arbeitskräften sowie die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen eine große Rolle. Das dritte Kapitel widmet sich den konkreten Lebensumständen der Landjugendlichen: Bildung, Konsum, Freizeit. Die Landjugend litt unter einem Bildungsrückstand, und sie hatte selbst einen regelrechten Bildungshunger, der nur langsam gestillt werden konnte. Die Einkommensunterschiede zwischen „Stadt“ und „Land“ waren beträchtlich (die Autorin nennt bis zu 40 Prozent) und die Ausstattung der Jugendlichen mit Konsumgütern hinkte bis in die 1960er Jahre hinein auf dem Lande hinterher. Das Erkennen von Unterschieden und von Mangel wurde aber erst durch die Möglichkeit zum Vergleich mit anderen geschaffen, hier spielten ausgeweitete soziale Kontakte und auch schon die Medien eine Rolle. Das Thema „(organisierte) Freizeit“ wird dann in den nächsten beiden Kapiteln, vor allem durch die Darstellung des Vereinswesens – und hier ausführlich des Landjugendverbandes – vertieft. Katja Jewski versteht dabei die Vereine als wichtige Sozialisationsinstanzen, die zwischen dem Dorf und der „weiten Welt“ vermittelten,

wie auch zwischen den Jugendlichen und der Welt der Erwachsenen.

Die Autorin zieht als Resümee, es habe keine zeitlich versetzte Anpassung der ländlichen Jugend an die Städte gegeben, die Besonderheiten des ländlichen (und erst recht des bäuerlichen) Lebens hätten sich im Untersuchungszeitraum erhalten. Im Bereich der Bildung zum Beispiel sei von einer annähernden Gleichheit erst ab Ende der 1960er Jahre zu sprechen. Die ländliche Jugend habe sich auch weniger als Subkultur definiert, sondern ihr sei es mehr darum gegangen, "eigene, jugendliche Räume innerhalb der Dorfgemeinschaft" zu schaffen, das Leben der ländlichen Jugend im Allgemeinen habe sich "zwischen Jugendkultur und Dorfgemeinschaft" bewegt. Die bäuerliche Jugend sei wegen der abnehmenden Bedeutung der Landwirtschaft, wegen ihrer geringeren Verfügung über eigenes Geld und ihrer höheren Arbeitslastung (sprich geringeren Freizeit) benachteiligt gewesen.

Die Stärke der Arbeit liegt in den vielen aus Primärquellen und der zeitgenössischen (agrar-) soziologischen Literatur zusammengetragenen und ausführlich referierten Fakten, weniger in der Analyse oder Synthese. Sie wirkt über lange Strecken wie eine soziologische (Fleiß)-Arbeit, und weniger wie eine kulturwissenschaftliche Studie. Zu beklagen ist, dass nur sehr selten darauf eingegangen wird, dass die ländliche Jugend aus zwei Geschlechtern besteht, ja es sogar auf dem Lande sexuelle Minderheiten gibt. Dies ist – selbst wenn die Quellen dazu wenig hergeben haben sollten – unverständlich, denn die Autorin versteht ihre Arbeit als Beitrag zur Jugendforschung, und die ist stark von der These der Herstellung und Modifikation geschlechtsspezifischer Normen und Wünsche gefärbt. Nicht zuletzt ist die Quellenauswahl zu eng: Die Autorin verwendet nur schriftliche Quellen, keine Interviews, obwohl ZeitzeugInnen doch noch zu finden sein müssten.

Dipl.-Pol. Bernd Hüttner,

--	--

**„Art & Agriculture: Material Expressions
of Rural People & Their Lifeways“**

Bericht eines Symposiums der Agricultural History Society (US)

Debra A. Reid

The Agricultural History Society held its annual symposium in Dearborn, Michigan, June 2-4, 2005. A generous contribution by Arthur Goodwin Peterson underwrote the symposium. Additional support came from the Benson Ford Research Center of The Henry Ford.

Dr. **Ronald R. Kline** presented the keynote address, “Contesting Modernity: Creating Material Cultures of Consumption on the American Farm in the Twentieth Century.” Kline is the Bovay Professor in the History & Ethics of Professional Engineering and a professor in the School of Electrical and Computer Engineering and the Department of Science & Technology Studies at Cornell University, Ithaca, New York. He drew from his recent book, *Consumers in the Country: Technology and Social Change in Rural America* (The Johns Hopkins University Press, 2000), to argue that rural Americans adopted technology on their own terms, creating a rural form of modernity. He used illustrations from Rural Electrification Administration promotional advertising to discuss the ways that experts showed farm families how electricity could change their home lives. Kline countered these images with evidence of the electrical devices that farm families actually adopted (i.e. radios, washing machines, refrigerators, poultry lights and cream separators) and did not adopt (i.e. electric ranges). The rural residents selectively adopted modern devices, modified many devices that they adopted, and resisted others. They followed their own paths to modernity.

Material Culture: The Meaning of Possessions

The theme of material culture analysis continued in two papers that assessed poor southern households. In “To Satisfy Kin and Creditor: The Pattern of Material Culture in Three Georgia Counties, 1880-1910,” **Louis A. Ferleger**, professor of history at Boston University, and graduate student, **John D. Metz**, Boston University, analyzed

probate records and bills of sale documenting 200 households to show how possessions moved from household to household, largely through auctions. The sale data combined with data on taxes indicates the increase or decrease in household assets over time. Farmers used the public sales as a way to achieve economic independence and sufficiency. The farmers owned more items than scholarship has indicated, and farm households could secure possessions whether or not they raised cotton. **Debra A. Reid**, Associate Professor of history at Eastern Illinois University, analyzed the material possessions held by rural minority southerners in, "African American Farm Women and Evidence of Property: A View from Texas, 1880-1940." She argued that box-frame buildings, crate furniture, and second-hand furnishings were consumables that poor but resourceful southerners used to challenge race discrimination and economic poverty. Poor black women willed their meager possessions to family and community members. They furnished their one and two room houses with recycled materials, and these choices reflected their economic condition, but also their moral convictions. She urges historians to reassess the icon of inequity, the dilapidated sharecropper house depicted in 1930s New Deal photography, and to ferret out the data to contextualize the house in its 1890s to 1920s surroundings, the period in which most African Americans owned land and farmed for themselves.

Farm Homes and Modernity

Two papers focused on modernizing rural homes. **Sara E. Morris**, a graduate student at Purdue University, presented "The Perfectable Southern Home: Promotion of Modern Living in the *Progressive Farmer*," the most widely circulated farm journal in the United States, and a journal that devoted one-third of its contents to items of interest to farm women. She argues that female supervisors of the "Home Department," devised contests, engaging essays, fiction and photographs to market modern conveniences to women. The information was usually practical and applicable to the reader's home even if the item costs too much for most rural women to consume. The publication conveyed expectations that rural women could modify to suit their daily toils. **Roni Brown**, Deputy Dean of the Faculty of Design at the Surrey Institute of Art & Design, University College, presented on contemporary rural aesthetics in "Home Design and Home-Making in Semi-Rural England." She used village design statements, published to guide suburban development in Hampshire, England, and six case studies as evidence of the ways that personal preference relates to prescriptive literature in the production of owner-built homes.

Agricultural Marketing as Graphic Design

Three papers focused on advertising art. **Marina Moskowitz**, University of Glasgow, focused on the artwork in “Broadcasting Seeds on the American Landscape.” She considered the techniques artists used in their artwork to assess the influence of botanical illustration in the natural sciences; still life painting in art; and advertising ephemera in commerce on their work. A tension existed between the artistic depiction and the specimen accuracy. Regardless, the advertising became pieces of art as farmers clipped them to decorate their homes. **Cheryl Lyon-Jenness**, faculty specialist and director of undergraduate studies, Western Michigan University, presented, “The Most Attractive Portion of the Work: Interpreting Lithographic Illustrations in Nineteenth-Century Combination Atlas Maps.” She studied the process by which businessmen developed a new publication to document local history and farmers’ accomplishments. The combination atlas maps included sketches of farms, paid for by the subscribers, that included details of farm life and conveyed their values. **Julie A. Avery**, Curator at the Michigan State University Museum, shared information on “Agricultural Fair Illustration Art,” specifically 257 color lithographs drawn from the Fair Publishing House, Inc. (Norwalk, Ohio) collection at MSU, and used to promote county and state fairs between 1880-1920.

Imagining Farming

William Hewitt, West Chester University, used cartoons as evidence in his presentation, “Farming is no laughing matter: Re-imagining Farmers in Early Twentieth Century Political Cartooning.” According to Hewitt, Thomas Jefferson’s vision of a nation of small independent farmers, his yeoman farmer ideal, proved illusory at the beginning of the twentieth century. Instead, political cartoonists caricatured farmers. Emphasizing a wedding of business and science with agriculture, and eschewing the imagery of the family farm, proponents of change in rural America provided an alternative ideal. The new imagery in political cartoons emphasized prosperity, yet the reality of rural economic distress became the prevailing imagery by the 1920s. **Kendra Smith**, graduate student at the University of Wisconsin-Madison, also used images to assess popular perceptions of dairying, “Cows in the Pasture, Milkmaids in the Barn?: Depictions of Twentieth-Century Dairy Farming in the U.S.” Few foods have attracted more attention in American life than milk and its products. She argued

that since the turn of the century, farmers, nutritionists, parents, lawmakers and public health officials have worked to ensure milk's purity and safety. As advertisements and packaging carried cultural messages about milk, they shaped the ways in which Americans perceived dairy foods and how they understood dairy farming. Smith used a variety of sources, from sheet music to USDA publications, butter wrappers, and advertisements in the popular and farm press, to examine continuities and changes in twentieth-century depictions of dairying.

Selected papers from this symposium will appear in a future issue of *Agricultural History*. For more information, see the Agricultural History Society website:
<http://www.usi.edu/libarts/history/AHS/>

Debra A. Reid arbeitet als Associate Professor an der Eastern Illinois University.

Bericht von der Sommertagung des Arbeitskreises 2005

Für den fachlichen Teil der Sommertagung am 24. Juni 2005 unter dem Thema „Geschlechtergeschichte in agrarhistorischer Perspektive“ zeichnete die stellvertretende Vorsitzende Daniela Münkel verantwortlich. Mit den Beiträgen von Dorothee Rippmann (in diesem Heft abgedruckt), von Heide Wunder zum Thema „Geschlechterverhältnisse in der ländlichen Gesellschaft der Frühen Neuzeit“ und Heide Inhetveen, die ihren Überblick über 100 Jahre Landfrauenforschung unter das Motto „Von unsichtbaren Größen zu Vorreiterinnen einer nachhaltigen Landwirtschaft“ stellte, wurden den Zuhörern drei je spezifische Zugänge zu den Geschlechterverhältnissen in den unterschiedlichen Epochen präsentiert.

In der Mitgliederversammlung am Nachmittag des 24. Junis berichtete der Vorsitzende Werner Rösener zunächst von der am Freitag, den 10. Juni 2005, in Frankfurt stattgefundenen Mitgliederversammlung und Fachtagung der Gesellschaft für Agrargeschichte, die im fachlichen Teil das Thema „Agrarforschung im Nationalsozialismus - Beispiele für systemgerechte Programmatik und Praxis“ behandelte und auf der unter anderen die AKA-Mitglieder Andreas Dornheim und Clemens Zimmermann referierten.

Stefan Brakensiek informierte über die Vorphase einer Antragstellung bei der DFG (Ex-Handbuchprojekt). Im geplanten Antrag wird eine Organisationsstruktur vorgeschlagen, die aus den festen Bearbeitern (senior researcher) Stefan Brakensiek, Dorothee Rippmann, Gunter Mahlerwein, Frank Konersmann und Reiner Prass besteht. Des weiteren sollen Promotionsstipendien vergeben werden.

Der Kassenwart Johannes Bracht legte unter dem zweiten TOP den Kassenbericht für den Zeitraum 24.6.2004 bis 20.6.2005 vor. Er wies darauf hin, dass die Kosten der Newsletter-Produktion auf gleichem Niveau gehalten werden konnten. Hingegen wurden die Versandkosten der Newsletter großzügigerweise vom Lehrstuhl Ulrich Pfisters getragen, wodurch es hier zu Einsparungen kam. Für den Fall dass keine außergewöhnlichen Ausgaben wie Fahrkostenerstattung und Druckkostenzuschüsse geleistet würden, stellte Bracht für weitere Berichtsjahre einen Überschuss von jeweils 1000 Euro in Aussicht. Wie schon in den Vorjahren wurde der Wunsch geäußert, die Kontoführungsgebühren zu reduzieren. Bracht wies darauf hin, für gebührenfreie Konten sei der monatliche Umsatz des AKA zu gering und versprach, weiterhin

Alternativen zum bisherigen Girokonto zu prüfen.

Die Kassenprüfer Frank Konersmann und Jochen Ebert bestätigten eine ordnungsgemäße Kassenführung; daraufhin wurde der Kassenwart einstimmig entlastet.

Im Anschluss daran stellte Bracht einen Vorschlag von Georg Fertig zur Diskussion, mit den Überschüssen einen Nachwuchspreis Agrargeschichte ins Leben zu rufen, mit dem der AKA soeben graduierte Wissenschaftler ansprechen und sie sowohl als Mitglieder als auch als Referenten gewinnen könne. Kritisch angemerkt wurde, dass der AKA sich Rücklagen behalten müsse, um auch in Zukunft Buchprojekte und eigene Tagungen finanziell zu unterstützen. Gertrude Langer-Ostrawsky schlug vor, statt eines Nachwuchspreises eine Nachwuchstagung zu initiieren und finanzieren, da jungen Wissenschaftlern v.a. Mittel und Möglichkeiten fehlten, sich und ihre Themen zu präsentieren. Die Vorsitzenden Werner Rösener und Stefan Brakensiek wurden mittels Antrag beauftragt, etwaige Kooperationen mit Partnereinrichtungen in diese Richtung zu prüfen. Ein weiterer Vorschlag Brachts wurde angenommen, nämlich den reduzierten Mitgliedsbeitrag für Studierende auf 5 Euro festzulegen und auf drei Jahre zu begrenzen.

Darauf folgend stellten Bracht als Schriftleiter des Newsletters und Niels Grüne, Beauftragter für die Website www.agrargeschite.de, die Entwicklung beider Medien dar. Bracht appellierte an die Mitglieder, Projektberichte aus der eigenen Arbeit zu Verfügung zu stellen und Informationen über Arbeiten des wissenschaftlichen Nachwuchses an ihn weiter zu leiten. Jürgen Schlumbohm merkte an, die Website-Adresse an augenfälligem Ort auf dem Newsletter zu präsentieren. Ursula Schlude plädierte für eine Aufwertung der Website auch unter Einsatz von weiteren AKA-Finzen.

Unter einem weiteren Tagesordnungspunkt wurde die Veranstaltungsplanung für 2006 und 2007 diskutiert. Das Angebot Frank Konersmanns und Klaus-Joachim Lorenzen-Schmidts, eine Tagung „Bauern als Händler“ zu organisieren, wurde dankbar angenommen (zu dieser Tagung siehe S. 47). Auch der Vorschlag des Vorstandes, für 2007 eine epochenspezifische Tagung zur Agrargeschichte des Mittelalters vorzusehen, wurde angenommen. Werner Rösener wird dafür verantwortlich zeichnen. Er stellte in Aussicht, ein interdisziplinäres Programm unter Zuziehung von Archäologen und Naturwissenschaftlern zusammenzustellen.

Johannes Bracht